

Predigt zu Markus 1, 40-45

Jens Martin Sautter (17.9.2017)

Paul und Margaret Brand sind zwei Medizinstudenten als sie 1942 heiraten. Beide sind Christen, die Eltern waren Missionare, und es ist ihnen klar, auch sie selbst wollen als Ärzte Missionare sein. Noch in demselben Jahr reisen sie nach Indien aus. Dort begegnen sie überall Leprakranken. Sie sehen Menschen ohne Finger, ohne Hände – Aussätzige am Rand der Gesellschaft. Die anderen machen einen großen Bogen um sie. Paul Brand erinnert sich an eine Begebenheit: Da begegnet er einem Leprakranken. Er versteht kein Wort von dem, was der Mann sagt, aber er hat Mitleid. Um ihn aufzumuntern, drückt er seine Hand. Zu seiner Überraschung fängt der Mann an zu weinen. Da erklärt ein Kollege, dass seit Jahren keiner diesen Mann berührt hat, weil die Leute Angst haben, sich anzustecken. Es sind Freudentränen.

In den folgenden Jahren macht das Ehepaar Brand wichtige Entdeckungen. Bis dahin hat man gedacht, dass es eine direkte Folge von Lepra ist, dass die Gliedmaßen verfaulen. Aber die Brands stellen fest, dass der Grund darin liegt, dass durch die Krankheit die Nerven zerstört sind und die Menschen keinen Schmerz mehr empfinden können. Und weil sie keinen Schmerz mehr empfinden, verletzen sie sich. Es kommt zu Infektionen, und diese führen zum Verlust von Gliedmaßen. – Übrigens hat er darüber ein Buch geschrieben: „Über den Schmerz“ Darin beschreibt er, warum der Schmerz für uns Menschen wichtig ist. Das passt zum Thema des Theologischen Abends in der nächsten Woche: „Wie kann Gott das Leid zulassen?“ Paul Brand ist der erste, der durch komplizierte chirurgische Eingriffe dafür sorgt, dass leprakranke Menschen wieder empfinden können und sich so wieder schützen können. Außerdem stellt er durch plastische Chirurgie das Aussehen der Menschen wieder her. Und so trägt er dazu bei, dass durch Behandlung und verändertes Verhalten die Menschen weitgehend normal leben können trotz dieser Krankheit. Zu Beginn wird er mit Vorurteilen und Feindschaft konfrontiert, weil Leprakranke bis dahin nicht in Krankenhäusern untergebracht und medizinisch behandelt wurden. Sie waren Aussätzige, sie wurden draußen gehalten. Ein Durchbruch, der für Tausende von Menschen Heilung und Rückkehr in die Gemeinschaft bedeutete. Zugegeben, bei Jesus sieht das anders aus. Wir wissen zwar nicht genau, welche Krankheit dieser Mensch im Evangelium genau hatte – auch wenn das Wort „Lepra“ dort steht. Aber es war ziemlich sicher eine Krankheit, die dafür gesorgt hat, dass der Mensch ausgesondert wurde, dass er verstoßen wurde aus der Gemeinschaft. Wie viele andere Kranke musste er vor den Toren der Stadt leben, sich von den anderen fern halten. Denn er galt als unrein. Wenn er unter Leute kam, musste er schon

von weitem rufen: „Unrein“. So dass sich die Leute in Sicherheit bringen konnten. Dieser Kranke kommt zu Jesus und sagt: „Wenn du willst, kannst Du mich reinigen! Und Jesus sagt nur: Ich will es tun, sei rein!“ Das scheint so viel einfacher zu gehen als das, was das Ehepaar Brand in Indien tut. Was mussten die beiden Ärzte für Mühen auf sich nehmen! Was hatten die für eine komplizierte Ausbildung hinter sich. Wieviel Geld hat diese Therapie wohl gekostet? Und bei Jesus geht das so auf Anhieb. Nur ein Wort, und der Mensch wird gesund.

Gott wirkt so und so Auch heute gibt es das: Menschen erleben spontane Heilungen durch Gebet. In vielen Teilen der Welt ist es selbstverständlich – oft dort, wo es keine entwickelte Medizin gibt. Man erwartet, dass Gott direkt eingreift und Menschen gesund macht. Und wo das geschieht, pilgern Leute hin, um das zu erleben. Bei uns ist man da eher skeptisch. Wir bezweifeln, dass das heute wirklich noch geschieht. Aber letztlich kann man es nicht wegdiskutieren. Denn auch das gehört zu dem Wirken Gottes. Viele sprechen von Wundern. Aber was wir Wunder nennen, beschreibt nur eine andere Art von Gottes Wirken. Wunder stellen nicht die die naturwissenschaftliche Weltordnung auf den Kopf, sie zeigen nur, dass unsere Sicht auf die Welt und ihre Ordnungen begrenzt ist, dass unsere Modelle nicht alles erfassen. In den letzten Tagen habe ich ein interessantes Interview mit einem renommierten britischen Naturwissenschaftler (John Polkinghorne) gehört. Auf seine alten Tage hat er angefangen Theologie zu studieren. Er sagt: Früher haben Naturwissenschaftler die Welt rein mechanisch verstanden. Wie ein Uhrwerk, dass irgendwann einmal aufgezogen wurde, und das dann nur noch abläuft nach bestimmten Ordnungen, so dass man eigentlich immer vorhersagen kann, was passiert: Wir lassen einen Apfel in der Hand los? Dann fällt er runter. Wir erhitzen Wasser auf 100 Grad? Es wird zu Dampf. Aber dieser Wissenschaftler erzählt, dass die Naturwissenschaften im 20. Jahrhundert etwas anderes gezeigt haben. Nämlich, dass dieser Blick begrenzt ist. Die Welt ist vielschichtiger. Und das naturwissenschaftliche Weltbild ist nicht mehr geschlossen. Es gibt Raum für Spontanes, Chaotisches, nicht Vorhersehbares. Wenn man so will: für den „Zufall“. Natürlich gibt es viele Bereiche, die wie ein Uhrwerk ablaufen. Deshalb hat es keinen Sinn dafür zu beten, dass in Mainz die Jahreszeiten ausbleiben, oder dass das Gestrüpp um die Kirche aufhört zu wachsen. Aber bei Krankheiten sieht es z.B. ganz anders aus: Da werden nach Jahren die Medikamente abgesetzt, und plötzlich sind die Schmerzen nicht mehr da. Da wird die Operation abgesagt, weil der Tumor aus unerfindlichen Gründen plötzlich geschrumpft ist – ich glaube, wir alle haben von

solchen Geschichten gehört. Aber es ist keine Regel, kein Ereignis, das man kopieren kann. Wo immer dasselbe geschieht, wenn man dasselbe tut. Hier sieht dieser Wissenschaftler Raum für unser Mitwirken in Gottes Schöpfung. Unsere Welt ist komplex, vielschichtig, mehrdimensional. Und Gottes Wirken ebenso. Und so beten wir im Namen Jesu für Heilung und treiben gleichzeitig im Namen Jesu die medizinische Forschung voran. Und so tut das Ehepaar Brand letztlich dasselbe wie Jesus – weil sie von der Barmherzigkeit Gottes erfüllt waren. Das Leid anderer Menschen berührt sie tief im Inneren. Im Evangelium heißt es wörtlich: Es geht Jesus in die Eingeweide. Es trifft ihn im Innersten, und deshalb sagt er: „Ich will es, du sollst rein sein.“ Lassen wir das Leid anderer Menschen überhaupt noch so nah an uns heran?

Keine Berührungsängste Zurzeit Jesu spielte das Konzept von Reinheit und Unreinheit eine große Rolle. Im Grund bedeutete „rein“, dass man zum Tempel zugelassen wurde. Wer rein war, durfte vor Gott stehen, war Teil der Gemeinschaft, die im Tempel zusammen kommt. Wer nicht rein war, hatte keinen Zutritt. Es gab verschiedene Gründe, wie man unrein wurde. Verschiedene Krankheiten, aber auch die Regel der Frau oder aber der Kontakt mit unreinen Menschen oder unreinen Speisen. Wer dauerhaft erkrankt war mit dem Aussatz, der war nicht mehr Teil der Gemeinschaft. Ein Priester stellte fest, ob jemand unrein war, und er stellte fest, wenn jemand wieder rein war. Sie waren die Wächter, die darüber entschieden, wer wieder in den Tempel gehen durfte und wer zur Gemeinschaft gehörte. Es ist interessant: Der Aussätzige ruft nicht: „Mach mich gesund“. Sondern: „Reinige mich“. Natürlich will er auch gesund werden, aber genauso gehört dazu: „Ich will wieder zur Gemeinschaft gehören. Ich will wieder von Gott angenommen sein.“ Jesus berührt ihn. Er setzt sich über die Bedenken seiner Zeitgenossen hinweg. Man hatte ja Angst davor, sich selbst zu verunreinigen. Deshalb mussten die Aussätzigen ja rufen: „Unrein, unrein!“, wenn sie sich anderen Menschen näherten. Aber Jesus hat diese Berührungsangst nicht. Er geht eher davon aus, dass seine Reinheit ansteckend ist. Was Jesus hier tut, war für die frühe Christenheit ein Beispiel. Sie sagten: „Wenn Jesus keine Berührungsangst hat, dann können auch wir uns nicht verschließen vor denen, die unrein sind, die scheinbar ansteckend sind.“ Und so ist die frühe Gemeinde dafür bekannt gewesen, dass ihre Barmherzigkeit nicht nur den sauberen Kranken und Armen galt, sondern auch denen, vor denen die anderen einen großen Bogen machten, weil sie sich ekelten, und weil sie Angst hatten, sich anzustecken. Und so finden sich ähnliche Geschichten in der Geschichte der Kirche immer wieder. Der Arme, der von dem Heiligen Martin den halben Mantel

bekommt, ist der Überlieferung nach auch ein Aussätziger. Oder Franz von Assisi: Er wird von Gott zu den Armen und Aussätzigen geführt, und Christus tritt ihm dort als Aussätziger gegenüber. Gott hat keine Berührungsangst. Vor niemandem. Wie können wir dann Berührungsangst vor anderen haben? Wegen ihrer Krankheit, ihrer politischen Einstellung, ihrem Aussehen, ihrer Vergangenheit oder ihrer theologischen Einstellung? Kirche sollte ein Ort sein, der frei ist von Berührungsängsten. Und doch kennen wir das Gefühl. Die Frage ist: Vor wem haben wir Berührungsangst?

Nicht weitersagen Jesus verlangt etwas Unmögliches. Der soeben Geheilte soll es niemandem erzählen. Nur dem Priester soll er sich zeigen, damit der offiziell bestätigen kann, dass er wieder den Tempel besuchen kann. Aber sonst soll es niemand erfahren. „Niemandem nichts“ erzählen, so heißt es wörtlich. Aber das funktioniert natürlich nicht. Der frisch Geheilte muss es überall erzählen. „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“, so hat Luther es einmal gesagt. Aber warum sollte er auch schweigen? Aus dem Fortgang der Geschichte bekommt man vielleicht eine Ahnung davon, warum. Denn dort wird berichtet, dass aufgrund des Berichts dieses Geheilten wahre Massen an Menschen sich auf die Suche nach ihm machen. Er kann gar nicht mehr öffentlich in eine Stadt gehen. Überall strömen die Leute zusammen. An anderer Stelle heißt es, dass sie über ihn herfallen. Alle wollten gesund werden, wieder hergestellt werden und Jesus muss sich verkriechen. Es ist nicht das einzige Mal, dass Jesus die Geheilten zum Schweigen auffordert. Im Markus-evangelium wird davon an verschiedenen Stellen berichtet. Die Erklärung findet man im Kapitel 9. Da nämlich heißt es nach der Verklärungsgeschichte: Erst nach dem Tod und der Auferstehung Jesu sollen sie von davon erzählen. Das heißt: Erst nach dem Tod und der Auferstehung versteht man, worum es Jesus geht. Dass es nämlich nicht darum geht, Krankheit zu beseitigen oder allem Schmerz aus dem Weg zu gehen. Jesus selbst jedenfalls ist dem qualvollen Tod nicht aus dem Weg gegangen. Er hat den bitteren Kelch getrunken. Er hat gelitten – mehr als nötig gewesen wäre. Und er ist auferstanden. Die Botschaft Jesu ist nicht: „Wenn du zu mir kommst, wirst du gesund und heil. Dann wird dir alles gelingen. Dann wirst Du Erfolg haben.“ Sondern: „Komm und folge mir nach. Dann wirst Du erleben, wie die Liebe Gottes dein Leben verändert. Wie Gottes Liebe dich hält und umgibt, egal was passiert. Dann wirst Du sehen, wie diese Liebe am Ende den Sieg davon trägt – in Freud und Leid. In Heilung und im Tod. Erst vom Ende her ergibt sich das richtige Bild. Die Zeitgenossen Jesu haben ihn manchmal verkannt. Sie sind bei dem Wunsch nach Heilung stehen geblieben. Aber wer das Evangelium als Ganzes liest, der sieht den größeren Zusammenhang. Da werden Menschen geheilt, da sterben andere getröstet. Da werden Menschen auf wunderbare Weise gerettet, da werden andere mit einem Lob Gottes auf den Lippen hingerichtet. Da werden Menschen im Sterben liebevoll begleitet, da wird jemand durch eine Operation gerettet. Was Gott mit uns vorhat, geht weit über diese Welt hinaus, es geht über den Tod hinaus. Lassen wir es nicht zu, dass die Geschichte Gottes mit uns reduziert wird auf das, was vor Augen steht. AMEN